

Was Wissen schafft.

Viel ist aktuell von Wissen und Kompetenzen zu hören und zu lesen. Was ist dran, an all den melodiös klingenden, schaum-sprachlich verfeinerten Kompetenzen, die wir uns durch Lebenslanges Lernen aneignen sollen. In XING 03 bestätigt Julian Nida Rümelin dieses Unbehagen mit all den „Kompetenzen“. Er legt uns nahe, dass nur traditionelle Allgemeinbildung die richtige Antwort auf die Herausforderungen der „Wissensgesellschaft“ sein kann. Auch muß die Wissenschaft vermittelt werden, in der Wissensgesellschaft: Diesen Bestrebungen steht Ulrike Felt nicht ganz unkritisch gegenüber, sie sieht im Wissenschaftsereignis Einsteinjahr 2005 vor allem eine Sehnsucht nach großen Männern und richtigen Events, wobei Indre Zetzsche dabei nach einem gewissen Quantum an Denken Ausschau hält. Klaus Taschwer beobachtet den Boom der Wissensbeilagen, und Heike Merschitzka beschreibt uns das Projekt „Wissensturm“ in Linz.

Mit Wissen und Wissensvermittlung in Ghana setzt sich Fritz Betz auseinander, und Ruth Pfosser sowie Harald Katzmaier fokussieren für XING die Netzwerke des Wissens. Michael Zinganel beschreibt die Wissenstransferschnittstellen zwischen Wissenschaft und Tourismus und abschließend fragt Karin Harrasser, ob wir eigentlich noch alles im Griff haben, und thematisiert den Schwerpunkt der Langen Nacht der Forschung 2005: Sicherheit.

Bernhard Seyringer, Manuel Schilcher

FRITZ BETZ, Kultur- und Mediensoziologe, lehrt am FHS Informationsberufe in Eisenstadt und an der Universität Wien.

ULRIKE FELT, Professorin für Wissenschaftsforschung an der Universität Wien, Herausgeberin der Zeitschrift *Science, Technology and Human Values*

KARIN HARRASSER, Research Manager. Wissenschaftliche Betreuung und Koordination des Forschungsprogrammes „Gender IT!“ für das bmbwk; Herausgabe und Redaktion der Zeitschrift *sinnhaft*; Mitglied der AG Kulturwissenschaften / Cultural Studies an der Universität Wien;

HARALD KATZMAIR, Geschäftsführer und wissenschaftlicher Leiter der FAS.research – Network Analysis for Science and Business, Wien/San Francisco, mit den Arbeitsschwerpunkten Netzwerkanalyse und Komplexitätstheorie.

MICHAELA E. LEHNER, Komparatistin, freie Literaturrezensentin für Ö1, Lehrbeauftragte am Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft, Universität Wien.

GÜNTER MAYER, Kunsthistoriker, Hobbyradfahrer, Cartoonist und absolvierte bei Herman Seidl TIREZ eine Lehre im Bereich der Sportfotografie. War als Bildjournalist 2004 und 2005 bei der Tour de France akkreditiert, 2005 realisierte er ein eigenes kritisch-satirisches Internetprojekt (www.pengcartoon.com). Ab Oktober wird eine kleine Publikation zur Tour 2005 erscheinen

HEIKE MERSCHITZKA, Leitung der Abteilung Stadtbibliothek Linz, Lehrauftrag FH Eisenstadt.

JULIAN NIDA-RÜMELIN, 2001/02 Staatsminister im Bundeskanzleramt und Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien. Seit 2004 Professor für Politische Theorie und Philosophie am

Geschwister-Scholl-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München mit Forschungsschwerpunkt Entscheidungstheorie. Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

DOROTHEE OBERMAIER, Studiendekanin des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften an der Fachhochschule Darmstadt. Koordinationsstelle für Frauenförderung in Entwicklungsländern und Projektsprecherin für Frauenprojekte der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit.

RUTH PFOSSER, Network Analystin bei FAS.research – Network Analysis for Science and Business, Wien/San Francisco, mit den Arbeitsschwerpunkten Netzwerkanalyse, Urbanistik, Diversity Management und Kunsttheorie.

KLAUS TASCHWER, Freiberuflicher „Zwischenschafthler“ in Wien: Mitbegründer und Ko-Leiter von SciMedia, Universitätslehrgang für Wissenschaftskommunikation (www.sciemedia.at), Mitherausgeber der Wissenschaftszeitschrift *heureka* (www.falter.at/heureka), Universitäts- und Fachhochschullektor in Wien und Eisenstadt, freier Journalist. (Ko) Autor etlicher Arbeiten zu Themen rund um das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit.

INDRE ZETZSCHE, freie Autorin und Projektmanagerin im Kultur- und Bildungsbereich; Herausgeberin von: *Wissenschaftskommunikation – Streifzug durch ein „neues“ Feld* (2004). Derzeit arbeitet sie als Beraterin am Institut für Organisationskommunikation (IFOK) in Berlin im Bereich Innovation und Gesundheit.

MICHAEL ZINGANEL, lebt und arbeitet als Architekturtheoretiker, Künstler und Kurator in Wien und Graz. Er unterrichtet an den Architektur fakultäten der TU Wien und Graz und war 2003 Research Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) Wien.

INHALT

- 04 **Meine Stadt: Ewa Ratajski-Duryńska**
Die Arbeit am Linzer Kompetenzzentrum der Polymerforschung

SCHWERPUNKT: WAS WISSEN SCHAFFT.

- 06 Julian Nida-Rümelin **Die Dynamik des Rationalen**
Alte Bildungsideale und neue Herausforderungen der Wissensgesellschaft
- 10 Ulrike Felt **Eine neue Kultur der Wissenschaft?**
Oder: Die Sehnsucht nach großen Männern und richtigen Events
- 14 Indre Zetszche **Ein gewisses Quantum an Denken**
Interview mit der Agentur Einsteinjahr 20005
- 16 Klaus Taschwer **Die fröhliche Wissenschaft**
Der Boom der Wissenschafts- und Wissensmagazine
- 20 Heike Merschitzka **Vorlesen und Nachlernen**
Über Funktionen der Bibliothek im Wissensturm
- 24 Fritz Betz **We can not afford it, to be left out**
Bridging the Digital Divide in Ghana
- 28 Ruth Pfosser, Harald Katzmaier **Netzwerke des Wissens**
Von der Notwendigkeit kritischer Massen
- 32 Michael Zinganel **Backstage Tourismus**
Kunst als Wissensproduktion & Wissenstransferschnittstelle
- 36 Karin Harrasser **Alles im Griff?**
Wissenschaft und Sicherheit bei der Langen Nacht der Forschung

TRANSKULTURALITÄT

- 38 Michaela Lehner **Altneuland**
Reflexionen zum Konzept der europäischen Kulturhauptstadt, europäischer Kulturpolitik und das Laboratorium Linz
- 42 Dorothee Obermaier **Ist interkulturelle Kompetenz lernbar?**
Welche Verhaltensstrategien lösen unsere permanenten Verständigungsprobleme?

BERICHT

- 46 **IRICS: Innovationen und Reproduktionen in Kulturen und Gesellschaften**
- 47 **Christa Sommerer: Interface Cultures am Institut für Medien an der Kunstuniversität Linz**
- 48 **Günter Mayer: Tour de France - Mythos verso Wissen**

DIE DYNAMIK DES RATIONALEN

Alte Bildungsideale und neue Herausforderungen der Wissensgesellschaft

Wir würden gut daran tun, einen Teil dessen, was man als humanistische Bildungsideale bezeichnet, zu revitalisieren. Das ist die angemessene Antwort auf die neuen Herausforderungen.

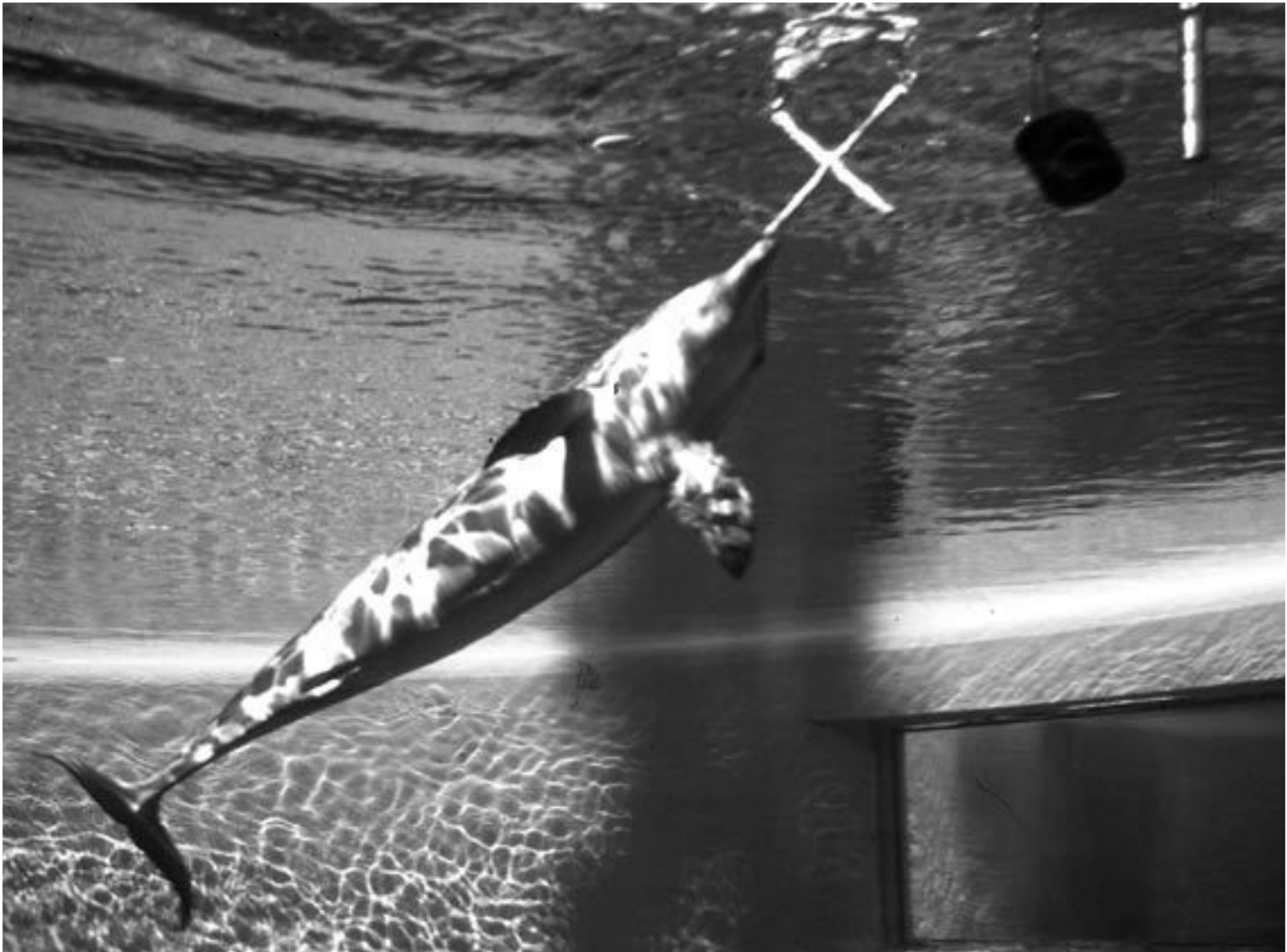
TEXT: JULIAN NIDA-RÜMELIN

Der Begriff „Wissensgesellschaft“ prägt unsere Diskussion sehr stark, auch ohne dass es uns bewusst ist. Manches, was vielleicht als neue Herausforderung begriffen wird, ist womöglich eine ziemlich alte Herausforderung des Bildungswesens insgesamt. So wird, in der Anglizismen liebenden ökonomischen Literatur von „weightless economy“ gesprochen. Dies bedeutet in der deutschen Fassung, dass es in Zukunft im Wesentlichen um eine spezifische Form von Dienstleistungen gehen wird. Darum geht es zum Teil in immer größeren Umfange auch heute schon. Gemeint sind Dienstleistungen eines Typs, der mit Wissen und mit Intelligenz zu tun hat. Es geht um wissensbasierte Problemlösungen, es geht um das, was Ökonomen unterdessen als Wissensgüter bezeichnen. Diese Verschiebung von der produzierenden Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft der Zukunft, so jedenfalls die programmatischen Entwürfe, wird die Strukturen verändern, hat sie schon verändert, und wird sie weiter verändern, in denen die Wirtschaft organisiert ist, aber in denen auch die Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen organisiert sind.

Es gibt im Bereich des Managements die Erfahrung, dass dieser Weg zur Wissensgesellschaft auch einen neuen Typus von Arbeitnehmern hervorbringt. Da wird von „Darwiportunismus“ oder „Darwiportunismus“ – ein Kunstwort – gesprochen. Da geht es nicht nur um „survival of the fittest“, sondern auch um die Ausbeutung der Unternehmen gewissermaßen im eigenem Interesse, mit klarer taktischer und »

Nach einem Vortrag im Ernst-Bloch-Zentrum, Ludwigshafen
zur Tagung - FUTURE:LAB: REGION DES WISSENS

DER KOMMUNITARISMUS IST UNTERDESSSEN EINE SEHR STARKE KRAFT GEWORDEN, DIE GEGEN ZUVIEL FLEXIBILITÄT, GEGEN ZUVIEL MOBILITÄT UND GEGEN DEN VERLUST DER KOHÄSION ARGUMENTIERT. MICHAEL WALZER SPRICHT VON DEN MOBILITÄTEN NICHT NUR DES ORTES, SONDERN AUCH DER FAMILIE, ALSO TRENNUNG, WIEDERVERHEIRATUNG, WIEDER KINDER HABEN. ES GEHT UM SOZIALE MOBILITÄT ÜBER ALLE SCHICHTEN HINWEG. ER MEINT AUCH KULTURELLE MOBILITÄT, WIE DAS ZUGEHÖRIGKEITSGEFÜHL ZU BESTIMMTEN GRUPPEN.



Wie gehen wir mit den zunehmenden Flexibilisierungszwängen in der Gesellschaft um? Es gibt eine Bewegung in der politischen Philosophie, die als Kommunitarismus bezeichnet nun immerhin schon seit über 20 Jahren besteht. Diese Bewegung war ursprünglich eine Gegenreaktion gegen liberalistische Entwürfe, etwa von John Rawls oder Robert Putnam. Der Kommunitarismus ist un-

strategischer Anlage. Das bedeutet, man schaut, was man bei dem jeweiligen Unternehmen herausholen kann, um dann auch Kapital im Sinne von Wissenskapital anzuhäufen.

Schon an Plato kann man einen interessanten Unterschied zwischen dem Begriff der Informationsgesellschaft und dem der Wissensgesellschaft festmachen. Es ist der Aspekt der Begründung. Informationen setzen keine Begründung voraus. Man kann diese Information bekommen oder jene, und diese können völlig inkohärent sein. Wenn ich jemandem Wissen zuschreibe, dann muss das, was ich ihm im Gesamt als Wissen zuschreibe, in einem inneren, schlüssigen, begründeten, begründbaren, gegenüber kritischen Einwänden verteidigbaren Zusammenhang stehen. Wissen ist mehr als die Addition von Informationen.

Es ist klar, dass der Begriff der Informationsgesellschaft auf die neuen Informationstechnologien abhebt und insbesondere betont, dass die Verfügbarkeit von Informationen mit den neuen Technologien gigantisch gestiegen ist und dass die Transferkosten gigantisch zurückgegangen sind. Jetzt kommt das Paradoxon: Damit wurden bestimmte Typen von Wissen dramatisch entwertet. Viele Dinge brauche ich nicht mehr zu wissen, weil ich mir die Informationen sofort besorgen kann.

Die Frage ist: Welches Wissen ist das, was aufgewertet wird, wenn wir von der Wissensgesellschaft der Zukunft oder sogar der Gegenwart sprechen? Das kann nicht jedes Wissen sein, weil ein Gutteil unseres Wissens durch den Zuwachs an Informationen entwertet wird. Wir müssen es nicht mehr wissen, weil wir es mit einem Klick im Computer herausbekommen können. Die dramatische Zunahme an verfügbaren Informationen, außerdem die zugenommene Dynamik, in der diese Informationen permanent angereichert werden, führt nicht nur dazu, dass es ziemlich irrelevant ist, ob ich das, was ich sowieso in Sekundenschnelle erfahren kann, präsent habe. Es reicht, dass ich weiß, ich kann mir das Wissen besorgen, wenn ich es brauche.

Dies führt zu einer grundlegenden Entwertung, nämlich zu einer Entwertung des tradierten Wissens über die Generation der Eltern an die Kinder, der älteren Geschwister an die jüngeren Geschwister, usw. Dramatisch entwertet wird damit natürlich auch eine wesentliche Charakteristik der Persönlichkeits-

entwicklung in fast allen Kulturen und zwar dieses Lernen von den Älteren, das Übernehmen und das sich Orientieren. Natürlich gibt es das nach wie vor. Dieses Wissen ist für eine normale Persönlichkeitsentwicklung absolut unverzichtbar.

Es gibt also ganz entgegen dem, was man zunächst meinen könnte, nicht nur eine umfassende Aufwertung von Wissen, sondern es gibt zugleich eine Entwertung von Wissen in unterschiedlichen Formen. Welches Wissen ist jedoch das entscheidende? Ich verwende einen Begriff, den ursprünglich Jürgen Mittelstraß von der Universität Konstanz eingeführt hat. Es geht um das Orientierungswissen. Es geht nicht um beliebiges Wissen beliebiger Art, sondern um einen spezifischen Typus von Wissen, nämlich um Orientierungswissen. Es ist nicht leicht, dieses Wissen präzise abzugrenzen, diesen Typus von Wissen, um den es in der Wissensgesellschaft der Zukunft in erster Linie gehen wird.

Mir scheint folgende Herangehensweise hilfreich zu sein: Wir haben zwei Grundelemente in unserem alltäglichen und unserem beruflichen Leben. Auf der einen Seite müssen wir uns orientieren, wie ist die Welt beschaffen, und auf der anderen Seite muss ich in der Lage sein, zu entscheiden. Diese beiden Dinge sind natürlich miteinander eng verkoppelt. Aus traditioneller Sicht fragt man sich, was brauche ich, um richtig zu entscheiden? Ich brauche ein paar Ziele, dann muss ich Dinge richtig erkennen, dann setze ich die Mittel richtig ein, um diese Ziele zu erreichen. Gute Ökonomen werden sofort ausführen können, wie das geht und beziehen sich dabei auf die Entscheidungstheorie. Da geht es um kognitive Intelligenz, rationalen Mitteleinsatz, man braucht natürlich noch einen Werte-Input und eine Nutzenfunktion. Der Nutzen darf dann auch das persönliche Wohlergehen sein, das entsprechend den Rahmenbedingungen gestaltet wird und das Wohlergehen von Unternehmen einbezieht. Neurophysiologische Forschungsergebnisse zeigen jedoch, so einfach ist es nicht. Reale Entscheidungsprozesse scheinen viel komplexer zu sein.

Das Orientierungswissen hat zwei Dimensionen, eine genuine, nennen wir sie die kognitive, oder eher epistemische: Ich muss mich in der Welt orientieren können, was ist der Fall. Auf der anderen Seite, in Anklang an die Stoa, eine konative: Ich muss in der Lage sein, Ziele zu setzen, Strukturen in mein Leben und in die Handlungsweisen im Laufe meines Lebens

terdessen eine sehr starke Kraft geworden, die gegen zuviel Flexibilität, gegen zuviel Mobilität und gegen den Verlust der Kohäsion argumentiert. Michael Walzer spricht von den Mobilitäten nicht nur des Ortes, sondern auch der Familie, also Trennung, Wiederverheiratung, wieder Kinder haben. Es geht um soziale Mobilität über alle Schichten hinweg.

bringen. Mein Leben muss eine innere Kohärenz aufweisen. Zum Beispiel ich kann nicht zu jedem Zeitpunkt wieder neu optimieren. Das ist der Homunkulus, nicht der Homo oeconomicus, sondern der Homunkulus oeconomicus, der zu jedem Zeitpunkt neu optimieren würde. Der wäre dann als Person nicht mehr erkennbar. Man wüsste gar nicht, für was steht er, an was orientiert er sich, was ist für ihn wichtig. Er würde auch gar kein Projekt mehr, oder nur ganz wenige Projekte kohärent zu Ende bringen können.

Auch diejenigen, die Wissenschaft nicht zu ihrem Beruf machen, können ihre Urteilskraft, ihre Fähigkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden nutzen und später im Leben in ganz anderen Bereichen bestehen, im Sinne von Orientierungswissen und Entscheidungsfähigkeit durch Konfrontation mit der Wissenschaft. Es ist ein Irrtum, so weit verbreitet er in der Wissenschaftspolitik ist, dass diese Art der wissenschaftlichen Ausbildung nur für die späteren Wissenschaftler Sinn macht. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Die späteren Wissenschaftler hätten immer noch Zeit, diese Fähigkeiten zu entwickeln. Die, die nachher die Universität in andere Berufe verlassen, haben die Chance, innerhalb einer kurzen zeitlichen Frist diesen Reifungsprozess durch zu machen, wenn man sie nicht verschont, wenn man ihnen nicht die verlängerte Schule bietet, sondern echte Universität. Die Schule ist lang genug mit dreizehn Jahren, oder demnächst zwölf Jahren, die muss irgendwann ein Ende finden.

Wir laufen gegenwärtig Gefahr, dass wir die Schule verlängern, zu weit ins Erwachsenenleben hinein und damit die ohnehin bestehende Tendenz einer verlängerten Adoleszenz weiter ausdehnen. Wir müssen dieses alte Bildungsideal - nennen wir es das humanistische Bildungsideal - und ich denke dabei von Platon über Petrarca bis zu Humboldt, revitalisieren. Die pietistische Gegenidee der stärkeren Konfrontation mit den Realia, sichern wir dadurch, dass wir die Bedingungen, wie sie heute bestehen, ernst nehmen, das heißt zum Beispiel, die der Globalisierung.

Bei Humboldt ist die Rede davon, der deutsche Charakter sei so, dass man nur die entsprechenden Bedingungen schaffen müsse und schon entwickelt sich die entsprechende wissenschaftli-

che Hochleistung. Bei Humboldt ist auch davon die Rede, dass auf diese Weise der Nationalcharakter geformt werde. Das ist vorbei. Es mag mal eine Rolle gespielt haben. Heute geht es darum, in einem Feld der unterschiedlichsten kulturellen Einflüsse und Traditionen, der unterschiedlichsten Herkünfte, eine Gemeinsamkeit zu schaffen, nämlich die Gemeinsamkeit des Rationalen, der rationalen Verständigung, über Fragen, was ist der Fall, und über Fragen, was sollte ich tun.

Es ist eine Tatsache, dass wir uns beispielsweise zunehmend eingig sind, nicht in der Praxis, aber wenigstens in der Theorie, dass die Menschenrechte unverletzbar sind. Sogar über die Ausweitung des Menschenrechtskatalogs herrscht weitgehend Konsens. Dies zeigt, dass eine solche Verständigung über die Kulturen möglich ist und Sinn macht. Erst recht gilt das für die epistemische Dimension. Es gibt eine internationale, wissenschaftliche Community über alle kulturellen Differenzen hinweg. Die Gegenentwürfe von unterschiedlichen Varianten des Relativismus und Skeptizismus der Gegenwart, die meinen, das ist alles kulturgebunden, sogar sprachgebunden, usw., haben sich schlicht als falsch herausgestellt. Die Verallgemeinerung der Wissenschaft kennt keine kulturellen Grenzen.

Hat diese Vision der Wissensgesellschaft hinreichend Realitätsgehalt? Sie hat mit dem Zusammenbruch eines Teils der New Economy erst mal einen Rückschlag erlitten. Wie es sich in den neunziger Jahren herausstellte, war dann die Dynamik doch nicht so groß, wie man dachte. Das Zurückdrängen des ersten und des zweiten Sektors ist dann doch nicht so ausgeprägt gewesen.

Wenn wir in diesen Jahren versuchen, unseren Bildungseinrichtungen wieder eine neue Dynamik und neue Inhalte zu geben und durchaus mit mehr Vision in diesen Prozess hineingehen, und uns fragen, wie stellen wir uns eigentlich eine Gesellschaft vor, in der das Wissen eine so zentrale Rolle spielt, dann dürfen wir uns eine Gesellschaft nicht so vorstellen, dass dort ein Drittel gestalten kann und zwei Drittel bestenfalls die Nutznießer sind, die einen partizipieren, die anderen konsumieren – so wird und so darf es nicht kommen: Die Wissensgesellschaft der Zukunft muss inklusiv sein, die humanistischen Ideale bleiben aktuell. «

EINE NEUE KULTUR DER WISSENSCHAFT?

Oder: Die Sehnsucht nach großen Männern und richtigen Events

Im Wettbewerb geht es aber nicht nur um die Positionierung von Wissenschaft gegenüber anderen Kulturaktivitäten, sondern die Physik muss letzten Endes auch dem Vergleich mit anderen wissenschaftlichen Feldern wie etwa der Biologie standhalten.

TEXT: ULRIKE FELT

Die Notwendigkeit einer Neupositionierung von Wissenschaft und Technik im öffentlichen Raum ist über die letzten Jahre zu einem nicht mehr wegzudenkenden Thema geworden. Sei es auf Ebene der EU oder in nationalstaatlichen Kontexten – der Aufruf, stärker dialog- bzw. partizipationsorientierte Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit Wissenschaft und Technik zu schaffen, ist kaum zu überhören. Wissenschaft und Technik sollen einen angemessenen Platz in der Gesellschaft erhalten – wobei hier die Meinungen, was im Detail “angemessen” bedeutet, bei genauerer Betrachtung wohl divergieren.

Ausgelöst wurde dieses emsige Treiben durch eine wachsende öffentliche Skepsis gegenüber und einem Desinteresse an Wissenschaft. Denn immer häufiger kam es zu öffentlichen Kontroversen über wissenschaftlich-technische Probleme. Zudem haben in den letzten Jahren immer weniger junge Menschen ihre berufliche Zukunft in bestimmten naturwissenschaftlich-technischen Feldern gesucht; die Studierendenzahlen in diesen Bereichen stagnieren oder gehen gar zurück. Im Rahmen einer wissensbasierten Ökonomie, die als Grundlage für zukünftige wirtschaftliche und damit in der derzeit

herrschenden politischen Vision auch für gesellschaftliche Entwicklungen gesehen wird, werden diese Faktoren als bedrohlich wahrgenommen und verlangen nach Gegenmaßnahmen. So wird, um ein Beispiel zu nennen, im Aktionsplan der Europäischen Kommission “Wissenschaft und Gesellschaft” betont, dass in einer Gesellschaft, die vorwiegend auf Wissenschaft basiert, möglichst viele Bürger instand gesetzt werden müssen, etwas von Wissenschaft zu verstehen. Dahinter steht der Anspruch, dass die Gesellschaft mitentscheiden sollte, wie, wo und von wem wissenschaftliche Ergebnisse angewandt werden.

2005 wurde nun von der UNESCO zum Weltjahr der Physik erklärt, und deshalb soll für dieses wissenschaftliche Feld kräftig die Werbetrommel gerührt werden. Nicht physikalische Erkenntnisse, nicht die viel gepriesenen Anwendungen dieses Wissens allein sollen die Physik öffentlich in neuem Glanz erscheinen lassen, sondern der Großmeister, das Genie, der gesellschaftspolitische Kämpfer und Visionär Einstein soll die anscheinend verloren gegangene Faszination wieder glaubhaft vermitteln und der Erfolgsstory der Physik Kohärenz und Authentizität verleihen. »



INTERNATIONAL SPACE
HALL OF FAME

NOTWENDIGKEIT ODER VIEL LÄRM UM NICHTS?

Man könnte natürlich sofort die Frage stellen, warum man unbedingt ein solches Event der Sonderklasse braucht, um die Physik an das Volk zu bringen. Warum müssen ungleich mehr Mittel als in den vergangenen Jahren in dieses außergewöhnliche Ereignis der Wissenschaftskommunikation investiert werden?

Medienforscherinnen würden sehr schnell mit einer Antwort aufwarten: Wir leben in einer Erlebniswelt, in der Aufmerksamkeit über laute, farbenfrohe, abwechslungsreiche Bilder hergestellt wird, in der Wettbewerb um diese Aufmerksamkeit herrscht und in der Ereignisse nur dann wahrgenommen werden, wenn sie eine entsprechende Inszenierung als Event erhalten haben. Also muss sich – blickt man in diesem Jahr der Physik um sich – wohl auch die Wissenschaft, diesem gesellschaftlichen Trend folgend, anders verkaufen als bisher. Schillernd, laut, volksnah – im Trend der Zeit liegend.

Will man Wissenschaft gesellschaftlich verankern, so scheint die Meinung vorzuherrschen, kann dies nicht mehr nur über eine qualitätsvolle öffentliche Auseinandersetzung mit dem Themenfeld – also nicht über den viel zitierten Dialog – geschehen, sondern muss eben eine entsprechende Produkt-Positionierung vorgenommen werden. Ob dies neben der kurzzeitigen öffentlichen Aufmerksamkeit auch die entsprechenden kurz und mittelfristigen gesellschaftlichen Effekte für die Physik als Wissenschaft mit sich bringen wird, ob die eingangs identifizierten Problemzonen dadurch behoben werden, bleibt abzuwarten.

DER WERBETRÄGER EINSTEIN

In einer Zeit, in der es nur mehr außergewöhnliche Events in die News schaffen, in der Aufmerksamkeit eine Mangelware geworden ist, sind gute Werbeträger nötig, um die Physik an den Mann und an die Frau zu bringen. Aber was wird uns hier eigentlich im Namen der Physik präsentiert? Wer war dieser Einstein, und wofür steht er? Was können wir aus seiner Geschichte über die Physik und die Art und Weise lernen, wie Wissenschaft in heutigen Gesellschaften funktioniert?

Eines steht als Ausgangspunkt fest: Es gibt wohl kaum einen Physiker, der einen mit Einstein vergleichbaren, kontinuierlichen öffentlichen Wiedererkennungswert besitzt. Er lächelt von Tassen, von Krawatten, T-Shirts, man kann ihn als Poster im Zimmer aufhängen, und er hat wohl so viele weise Sprüche in seinem Leben von sich gegeben, dass man den Verdacht äußern könnte, derartige Kurzweisheiten wären seine bevorzugte Form der verbalen Interaktion mit der Umwelt gewesen.

Was das Ganze mit einem besonderen Flair umgibt, ist die Tatsache, dass Einstein keinem der gängigen Klischees ent-

spricht. Er scheint in beinahe jeglicher Hinsicht eine Ausnahme zu sein. Zum Zeitpunkt des wissenschaftlichen Triumphes war er am Patentamt in Bern als technischer Experte tätig und betrieb das, was er als sein “mathematisch-physikalisches Steckenpferd” bezeichnete, eigentlich nur neben seinem Brotberuf. Auch als Einstein seine wissenschaftliche Anerkennung erhielt und als Leiter des Physik Institutes der prestigeträchtigen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nach Berlin geholt worden war, erfüllte er wohl nicht jene Erwartungen, die wir heute an den Leiter eines solchen großen Institutes stellen würden: Er tat sich schwer, seine Management-Aufgaben angemessen wahrzunehmen. Und er trat immer wieder aus der Physik heraus, bezog politische Stellung. Damit wurde er auch zu einer politischen Figur, umwoben von Konflikten und angefeindet von bestimmten politischen Kräften. Schließlich löste Einstein durch seine Arbeit auch im wissenschaftlichen Feld selbst Spannungen aus, erzeugte Widerspruch, und gerade seine Relativitätstheorie wurde in ihrer gesellschaftlichen Interpretation wesentlich weiter gefasst, als er dies wohl jemals gedacht hatte. Sie stellte Wissenschaft in ihrem klassischen Selbstverständnis in Frage, was einen wahren Boom auslöste.

EINSTEIN ALS LÖSUNG?

Wenn man einen genaueren Blick auf die Geschichte Einsteins wirft, so kann man eine zweite interessante Facette erkennen. Einsteins Theorien, wobei hier insbesondere die Relativitätstheorie im Zentrum steht, wurden in der Tat öffentlich kaum verstanden, und die meisten seiner Kollegen gaben in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gerne offen zu, dass sie von diesen Veränderungen in der Physik überfordert waren und sie auch nicht nachvollziehen konnten. Die viel zitierte Frage Einsteins “Woher kommt es, dass mich niemand versteht und jeder mag?”, die am 14. März 1944 in der New York Times zu lesen war, verweist auf die grundlegende Problematik der Wissenschaftskommunikation in diesem Zusammenhang: Sind die Erwartungen und Ansprüche noch aufrechtzuerhalten, mit denen man etwa in den Bildungsoffensiven des frühen 20. Jahrhunderts angetreten war, nämlich breite Schichten der Bevölkerung auch am wissenschaftlichen Wissen teilhaben zu lassen?

Spätestens in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts wuchsen die Zweifel daran, Wissenschaft für alle zugänglich machen zu können. Und gerade Einstein, so möchte ich behaupten¹, steht symbolisch für den “Abschied vom öffentlichen Wissen” und für das gleichzeitige Aufkommen einer Vertrauensrhetorik.

Die Öffentlichkeit muss also vertrauen, mehr als je zuvor: vertrauen auf die ‘großen Männer der Wissenschaft’, auf das

Funktionieren der Institutionen, auf die Professionalisierungsmechanismen, auf die Autorität, auf die Selektionsmechanismen, darauf, dass nur die Besten den Weg nach oben finden, und vieles mehr. Nicht Wissen, sondern Vertrauen steht nun also im Zentrum und wird den Menschen abverlangt. Denn nur wenn dieses Vertrauen vorhanden ist – so ein zentrales Argument –, könne die Komplexität der Wissenschaft erst ihre Mystik und Anziehungskraft in vollem Maße entfalten und sie für den Zuseher attraktiv zur Schau stellen.

Das Jahr der Physik ist in vielerlei Weise exemplarisch für diesen Zugang: Einsteins Person wird also quasi zum Ersatz für dieses Verstehen, er wird zum Garant der Qualität seiner wissenschaftlichen Aussagen, man glaubt seine Theorien, weil man ihn für einen außergewöhnlichen Mann hielt und hält. Im Grunde eröffnete Einstein jene Phase, in der man den Glauben an ein öffentliches Verstehen von Wissenschaft aufgegeben hatte und in ein öffentliches Vertrauen investierte. Damit nähern wir uns den heutigen Problemen der Wissenschaftskommunikation.

UND ES BLEIBT DOCH EIN WIDERSPRUCH!

Also was ist nun mit dem Jahr der Physik und Einstein als Werbeträger? Was soll hier eigentlich vermittelt werden?

Zwischen Einsteins Grundlagenwissen und seinen Anwendungen liegen grob gerechnet ein halbes Jahrhundert, zwei Weltkriege mit den damit einhergehenden Technologieschüben und einiges mehr. Steht denn diese Aussage nicht gerade im Widerspruch zur heutigen Wissenschafts- und Innovationspolitik, die sich wohl kaum an Zeithorizonten von halben Jahrhunderten misst, sondern sich häufiger auf Legislaturperioden bezieht oder wie in der Lissabon-Erklärung auf einen Zeithorizont von zehn Jahren? Eine Politik nach dem Motto 'Innovation sofort' ist sicherlich keine optimale Passform für den Werbeträger Einstein, aber das spielt anscheinend bei der Werbung keine so große Rolle. Einstein erfüllt eigentlich auch sonst nicht wirklich die impliziten und expliziten Erwartungen der Wissenschafts- und Technologiepolitiker an die neue Generation von Forscherinnen und Forschern, die durch Initiativen wie das Jahr der Physik in diese Gebiete gelockt werden sollen: schnelle Karriere zwischen Grundlagenforschung und Anwendung, hoher Grad an Wettbewerbsverhalten, exzellente Managementfähigkeiten, Champions im Bereich der Drittmittelwerbung, teamfähige und gleichzeitig geniale Forscher.

UND WO BLEIBT DER DIALOG?

Betrachtet man die vielfältigen Formen der Auseinandersetzung mit Einstein als Person, aber auch mit seinem Werk und darüber hinaus der Physik, welche in diesem Jahr der

Öffentlichkeit geboten werden, so lassen sich zwei Zugänge beobachten, die ein unterschiedliches Verständnis von Wissenschaftskultur beinhalten.

Zum einen kann man Einstein als Ausgangspunkt eines facettenreichen Weges sehen, der viele Fragen über Wissenschaft und das mit ihr verbundene Weltbild eröffnet – es gibt auch kaum jemanden, der hierfür besser geeignet wäre als Einstein. Er war nicht nur Physiker, sondern auch Pazifist, Politiker, Querdenker, weltoffener Bürger. Er würde uns daher die Möglichkeit eröffnen, über die Physik hinauszudenken, ihre Verbindungen zur Gesellschaft sowie Möglichkeiten und Grenzen der Wissenschaft auszuloten, sie kritisch zu hinterfragen.

Zum anderen wird uns Einstein als Werbeträger angedient, geeignet für mediale Großereignisse, als Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Politik, als Vertrauen erweckendes Genie, als ausgestorbene Spezies, welche die Faszination der Physik wiederherstellen soll. Spektakel, Hands-on-Installationen, Erlebnis-Physik, Emotionen sind hier Transportmittel für den Weg der Physik zu einer breiteren Öffentlichkeit. Auch wenn der Erfolg dieses Zuganges unbestritten ist, so lässt er doch eine wesentliche Frage offen, nämlich die nach den Spuren, die eine so gestaltete Interaktion zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in beiden Bereichen hinterlässt. Welches Bild von Physik wird hier vermittelt, welche Erwartungen an Wissenschaft werden generiert, und welche Auswirkung hat dies, wenn sich Menschen in konkreten Entscheidungszusammenhängen in Bezug auf Wissenschaft und ihre potenziellen gesellschaftlichen Auswirkungen positionieren müssen?

Erste Spuren der Auseinandersetzung sind wohl in den diversen Programmen anzutreffen, aber es überkommt viel häufiger das Gefühl, dass im Lärm des Veranstaltungsgewitters, der Events der Superlative, für solche Auseinandersetzungen nur wenig Raum bleibt. Und wo sie stattfinden, bleiben sie doch eher Hintergrundrauschen und bieten wenig Möglichkeit, über den Hörsaal oder das Podium hinaus in die Gesellschaft zu wirken. Aber wo bleiben dann die viel zitierte Rolle der BürgerInnen in dieser Wissensgesellschaft und ihre Möglichkeiten, mit dieser Wissenschaft in Interaktion und Verhandlung zu treten? Wo bleiben Dialog und Partizipation? Oder ist diese Forderung selbst eigentlich schon eine Illusion, weil sie sich nur schwer in die Form eines Events verpacken lässt? « - Zuerst erschienen in Gegenworte 15 (2005)

1 Ulrike Felt: Wissenschaft auf der Bühne der Öffentlichkeit: Zur "alltäglichen" Popularisierung der Naturwissenschaften in Wien, 1900-1938, Habilitationsschrift, Universität Wien 1997.



Columbus Park, New York

NETZWERKE DES WISSENS

Von der Notwendigkeit kritischer Massen

Der Einzelne ist sicherlich nicht in der Lage, die Erde ins Gleichgewicht zu bringen. Aber ohne den Beitrag jedes einzelnen Menschen geschieht gar nichts. *Al Gore*

TEXT: PFOSSER RUTH, KATZMAIR HARALD



NETZWERKE BESTIMMEN UNSER LEBEN

Denn Netzwerke sind nichts anderes, als die Beziehungen, die wir zu unserer Umwelt unterhalten. Ob im beruflichen oder im privaten Bereich: wir sind über eine Vielzahl von sozialen Beziehungen mit unseren KollegInnen, Verwandten, GeschäftspartnerInnen, FreundenInnen und NachbarnInnen verbunden. Aus diesem Netzwerk beziehen wir Informationen, auf deren Basis wir Entscheidungen treffen und unser Leben gestalten.

So wie finanzielles Kapital unser Leben erleichtert und bei der Umsetzung unserer Ziele nützlich ist, und das Humankapital, unser Know-How, wesentlicher Bestandteil unseres Erfolgs ist, so sind Netzwerke unser Soziales Kapital, das Ressourcen bereitstellt und Chancen bietet, die wir nützen können.

Netzwerke bilden unsere Infrastruktur, die wir benötigen, um

zu lernen, kreativ zu sein, Probleme zu lösen, Werte zu schaffen und um uns über Sinngehalt und Bedeutung der Dinge zu verständigen.

ZWEI ARTEN VON SOZIALEM KAPITAL

Unabhängig davon, welche und wie viele Personen Teil unseres Netzwerks sind, können wir anhand der Struktur des Netzwerks, zwei Arten des Sozialen Kapitals unterscheiden: - das Cooperation-Trust-Network und das Access-Diffusion-Network.

Netzwerke des ersten Typus sind gekennzeichnet dadurch, dass die beteiligten Personen auch untereinander verbunden sind. Daraus resultiert ein Klima des Vertrauens und der gegenseitigen emotionalen Unterstützung. Durch den herrschenden Gruppendruck werden abweichende Meinungen und »

Kulturen kaum toleriert, bzw. entstehen gar nicht erst. Dieser Netzwerktypus hat eine geringe Reichweite. Neue Ideen gelangen nur schwer in diese relativ abgeschlossene Gruppe aber auch das Wissen, das in diesen Netzwerken vorhanden ist, erreicht kaum Personen außerhalb dieser Gruppe.

Das Access-Diffusion Netzwerk bietet Zugang zu vielfältigen Ressourcen. Informationen aus nicht-verbundenen Teilen des Netzwerkes treffen aufeinander und Informationen können auch schnell und weit in das restliche Netzwerk transportiert werden. Dadurch, dass weite Teile des Netzwerkes nicht miteinander verbunden sind, kommt es hier leichter zu strukturellen Spannungen, ein Konsens ist schwierig herzustellen und es fehlt auch die für viele Unternehmungen nötige Bildung einer „kritische Masse“.

Oftmals bilden Akteure mit weitgehend übereinstimmenden Eigenschaften Cooperation-Trust Netzwerke; das wiederum führt dazu, dass gleiche Fragen gestellt und gleiche Antworten gegeben werden (Hargadon, 2004). Die unverbundenen, heterogenen Akteure eines Access-Diffusion Netzwerkes hingegen werden Dinge unterschiedlich bewerten, sie können aus unterschiedlichen Wissensquellen und Erfahrungen schöpfen und werden so wahrscheinlicher Neues entdecken und entwickeln.

WIE ENTSTEHT NEUES WISSEN?

Und was hat das soziale Netzwerk der beteiligten Personen damit zu tun?

Die Vorstellung vom Genie, das einsam in einer Kammer sitzt und frierend und hungrig allein aus der Kraft seines Geistes hervorragende Dinge schafft, welche die Zukunft der ganzen Welt verändern, ist längst überholt. Es sind inter- und transdisziplinäre Netzwerke von ForscherInnen, KünstlerInnen, politischen EntscheidungsträgerInnen, TechnikerInnen und AnwenderInnen, Netzwerke zwischen Firmen, Universitäten, Non-Governmental-Organisationen, Privatpersonen und Ministerien, die dafür sorgen, dass die einzelnen Elemente zur Verfügung stehen aus denen durch Rekombination Innovationen entstehen können (Schumpeter, 1912).

Konkret benötigen Innovationen aller Art folgende Bedingungen:

Dichte: Austausch von Ressourcen aller Art, wie Meinungen,

Wissen, Kapital, Werkzeuge, Best-Practice-Modelle, Fähigkeiten, Handlungsweisen, Kontakte, Werte und Haltungen benötigt Zentren (Städte, Workspaces, Internetforen,...) die eine gewisse Dichte aufweisen, um zu gewährleisten, dass sich Menschen begegnen. StadtplanerInnen und ArchitektInnen könnten durch die Schaffung von Begegnungsorten (in Büro- und Wohnhäusern genauso wie im öffentlichen Raum) wesentlich zu einer intensiveren Nutzung der urbanen Dichte beitragen (Jacobs, 1969).

Eine kritische Masse (nicht Elite!) an Personen und Ressourcen, die am Innovationsprozess teilnehmen, ist ebenfalls unabdingbar.

Diversität: Treffen Personen mit unterschiedlichen Biographien, unterschiedlichen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Backgrounds aufeinander, gibt es nicht nur ein Angebot an unterschiedlichen Ressourcen, die in diesem Netzwerk zirkulieren können, sondern die Heterogenität und Diversität der beteiligten Personen bedingt auch die Nachfrage nach unterschiedlichsten Ressourcen. Es kommt hier leichter zu einem lebendigen Prozess des Austausches und Wertschöpfungsketten können entstehen. Empirische Studien aus den USA zeigen, dass die tatsächliche gesellschaftliche, kulturelle Diversität einer Region in direktem Zusammenhang mit der technologischen Innovationskraft steht (Florida, 2004).

Diverse Umwelten setzen voraus, dass die handelnden Personen das Vermögen zur wechselseitigen Verständigung besitzen. Die Fähigkeit, unterschiedliche Codesysteme (kultureller, fachlicher, institutioneller Art) zu übersetzen, ist eine Schlüsselkompetenz für Innovation und erfordert ein hohes Maß an Aktivität. Je diverser und heterogener die Netzwerke sind, umso stärker müssen die Beziehungen zwischen den Beteiligten sein, damit Wissen trotz kognitiver, kultureller oder geographischer Distanz zirkulieren kann. Multilingualität und Multikulturalität sind demnach jenseits von Moral und Ethik eine essentielle Ressource der Innovationspolitik (Sabel, 2002).

Innovationsklima: Wesentlich für den Innovationsprozeß ist ein Klima, das Fehler nicht nur toleriert, sondern als wesentlichen Bestandteil des Innovationsprozesses betrachtet und

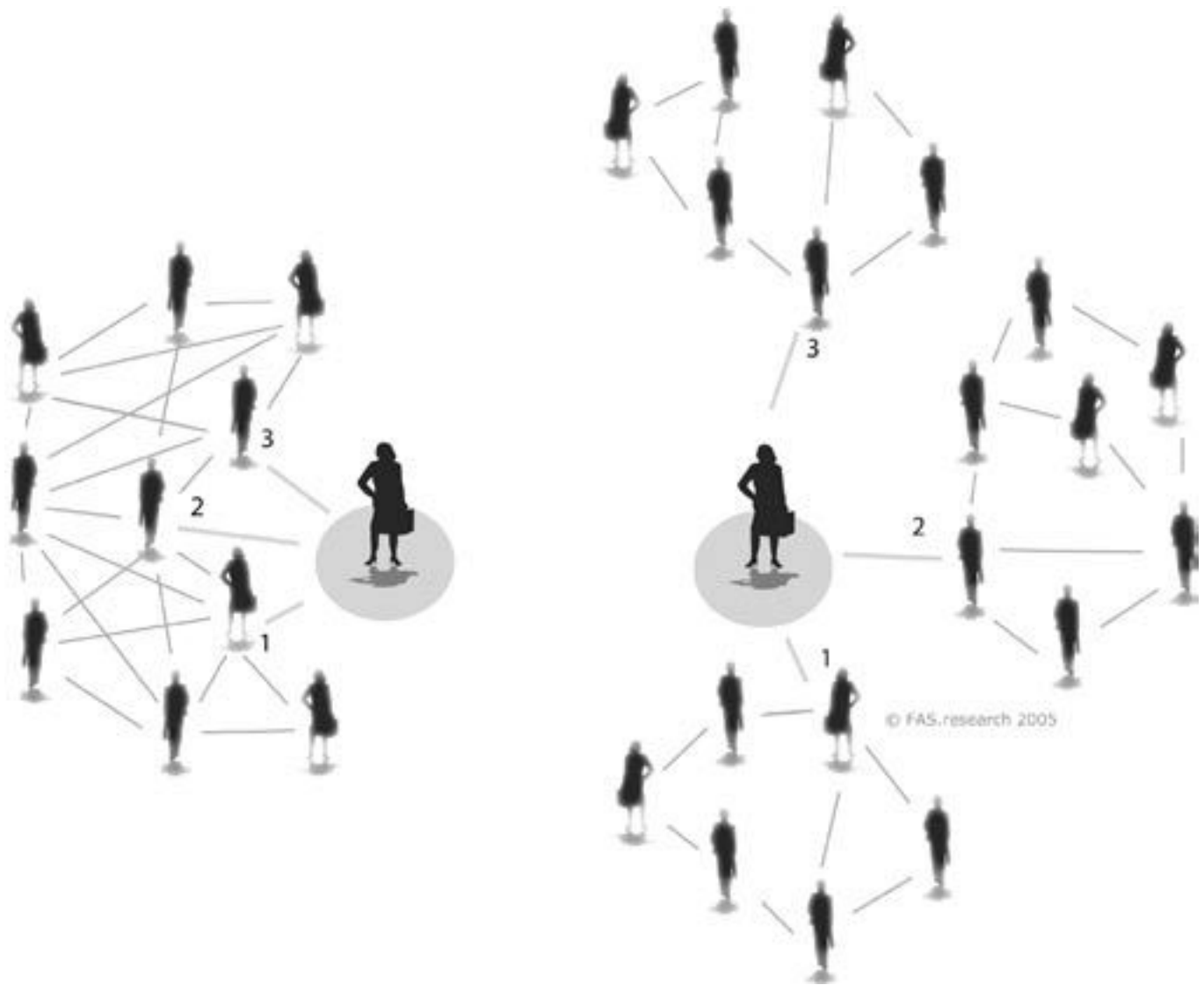


Abbildung 1(FAS.research):

Cooperation-Trust-Network (links) und Access-Diffusion-Network (rechts). Eine Person kann mit derselben Anzahl von Beziehungen (hier 3 Primärkontakte) strukturell sehr unterschiedliche Netzwerke bilden.

respektiert. Ein Klima, das von Offenheit geprägt ist, das Menschen ermutigt, aktiv die Grenzen ihres Fachbereichs, ihrer Gewohnheiten und Traditionen zu überschreiten, um den Rekombinationsprozess durch das Hinzufügen neuer Elemente in Gang zu halten. Jeder Verlust von Elementen, jede verpasste Möglichkeit neue Elemente zu integrieren, verhindert Innovation.

Jede Anstrengung jedoch isolierte Bereiche des Sozialen, der Wissenschaft, der Wirtschaft miteinander zu verbinden und einen Austausch zwischen ihnen in Gang zu setzen, öffnet Fenster und Türen, hinter denen Schätze verborgen liegen, die nur die Person sehen und heben kann, die diese Türen öffnet und die Schwelle überschreitet, die immer noch viel zu viele Bereiche unserer Gesellschaft voneinander trennt. «

Literatur:

- FAS.research - Talking Networks. Vienna, 2004
- FAS.research - Excellent Networks. Manual for Decision Maker. Vienna, 2005
- Florida Richard - The Rise of the Creative Class: And how it's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life. Cambridge MA, 2004
- Hargadon Andrew - How Breakthroughs Happen. Boston MA, 2003
- Jacobs Jane - The Economy of Cities, New York, 1969
- Jacobs Jane - The Death and Live of Great American Cities. New York, 1992
- Johnson Steven - emergence. New York, 2001
- Katzmair Harald - Measurement of the Innovation Potential. Wien, 2005
- Sabel Charles F. - Diversity, Not Specialisation: The Ties that Bind the (New) Industrial District. In: Cruzio Alberto Quadrio, Fortis Marco (Ed.) – Complexity and Industrial Clusters. Heidelberg, New York, 2002
- Schumpeter Joseph - Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmerrgewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus. München, Leipzig, 1912
- Spencer Greg - Connecting Cognitive Diversity in Space: Towards a Geographic Theory of Creativity. ISRN Conference, Toronto, 2005
- Steiny Donald - You and Networks, Networking and Social Capital. Santa Cruz/ CA, 2005. <http://www.isnae.org/networking.html>



BACKSTAGE TOURISMUS

Kunst als Wissensproduktion & Wissenstransferschnittstelle

Are you sure you want to live like common people?
You want to see whatever common people see?
(...)

They'll tear your insides out
'cause everybody hates a tourist. *William Shatner (Common People Lyrics)*

TEXT: MICHAEL ZINGANEL

Es wird gemeinhin unterstellt, dass aus den hermetischen Diskurszirkeln der akademischen Eliten kaum mehr als homöopathische Spuren des angeblich so geballten Knowhows nach außen dringen: an politische Entscheidungsträger, an NGOs oder etwa gar an eine ‚breite‘ Öffentlichkeit. Während sich die wirtschaftlichen Eliten naturgemäß leisten können, alle nur erdenklichen ExpertInnen einschließlich ihrer eigenen schärfsten KritikerInnen in ihre Think Tanks einzuladen, tun sich die Organe der Zivilgesellschaft etwas schwerer, alternative Wissensformen zu akkumulieren, umzuverteilen und dann womöglich auch jene daran teilhaben zu lassen, die von den wissenschaftlichen Entscheidungen betroffen sein werden.

Die Strategien des politischen Aktivismus, Radiofeatures, Fernsehen, Film, populärwissenschaftliche Magazine, das Feuilleton und neuerdings auch der Kultur- und Kunstbetrieb werden daher in zyklischen Rhythmen als notwendige Ergänzungen zu Fachtagungen und Fachpublikationen diskutiert. Dem wird von ‚TraditionalistInnen‘ entgegengehalten, dass dabei das Forschungsdesign vom notwendigen zielgruppen-gerechten Design der erwünschten Ergebnisse überformt wird – zur Verkürzung und Diffusion bis hin zur Sinnvernichtung durch Ästhetisierung und Performanz. Tatsächlich kann der Kunstbetrieb als Kulturalisierungsfaktor dazu beitragen, neue oder brisante Themenstellungen in einer Öffentlichkeit jenseits der wissenschaftlichen Fachinstitutionen zu positionieren und durch seine bildhaften und ‚affektiven‘ Repräsentationstechniken kommunizier- und konsumierbar zu machen – zumindest für das Bildungsbürgertum und dessen feuilletonistischen Zentralorgane. Aber selbst innerhalb dieser sozial homogenen Gruppe kann sich der Wissenstransfer oder gar die Produktion von Wissen in Kooperation mit WissenschaftlerInnen *anderer* Disziplinen, mit KünstlerInnen und AktivistInnen, mit nichtwissenschaftlichen Akteuren oder anderen Multiplikatoren zu schmerzhaften Prozessen entwickeln, die von einer Unzahl an Missverständnissen geprägt sind.

Nichtsdestotrotz sollte der Versuch einer Annäherung lohnen, wie die folgende ‚Handlungsanweisung‘ zeigt, die einen solchen Prozess auf Basis der eigenen Erfahrungen des Autors am Beispiel eines Forschungsprojektes im Themenbereich des (alpinen) Tourismus skizziert.

FORSCHUNGS- UND VERMITTLUNGSDESIGN

„Die Tourismusindustrie zählt mittlerweile zweifelsfrei zu den weltweit bedeutendsten Wirtschaftszweigen. Sie setzt beträchtliche Migrationströme von TouristInnen und DienstleisterInnen frei, deren Arbeit- und Lebensräume sie formt, und deren Identitätskonstruktionen sie maßgeblich beeinflusst. Die Inszenierungsformen, Rituale und Techniken des Kultur-

transfers diffundieren zunehmend von der außeralltäglichen Erfahrung in touristischen Destinationen in den Alltag aller Individuen. Dabei ist aber nicht nur deren Freizeitverhalten von einer ‚Touristifizierung‘ betroffen, sondern auch die sich dynamisierende und flexibilisierende Arbeitswelt. Obwohl sich daher gerade im Forschungsfeld Tourismus die Mechanismen der kulturellen Globalisierung ertragreich studieren ließen, existiert eine inter- oder transdisziplinäre Tourismusforschung im deutschsprachigen Raum erst in Ansätzen.

Das Projekt „Backstage Tourismus“ beansprucht an der Etablierung einer solchen teilzuhaben: zuerst durch Analyse und Korrektur der im kulturellen Feld dominierenden Diskurse. Dabei sollen die nach wie vor wirkkraftige Fluchthese Hans Magnus Enzensbergers und die ebenso mächtige These John Urrys vom „Touristischen Blick“ und die mit ihr einhergehende Diskussion von Blickregimen vorerst bewusst hintan gestellt werden. Denn beide Zugänge neigen dazu, immer wieder in eine apokalyptische Dichotomie zu verfallen, die dem allmächtigen professionellen Apparat der SehnsuchtproduzentInnen die machtlosen, ‚ferngesteuerten‘ Opfer der touristischen Verführung entgegenstellt (Die touristische Erfahrung aber stellt sich – wie im Übrigen auch die Kunstrezeption – nur durch eine gemeinsame aktive Praxis ein). Dabei wird aber von den meisten tatsächlich in touristischen Attraktionen *backstage* tätigen Akteure abgelenkt, denen das Interesse der Forschung gelten soll. Stattdessen werden andere theoretische Quellen (re-)aktiviert: auf Basis von Goffmans und MacCannels Bühnenmetapher sollen die Grundlagen zur Erforschung der unterschiedlichen Bühnenlandschaften und der in ihnen handelnden Individuen erforscht werden – nicht nur in ihrer passiven Opferrolle, sondern in der gesamten Vielfalt der kulturellen Transfers, die auch Chancen der Selbstermächtigung beinhalten – und zwar für alle Beteiligten: für Reisende, Be-reiste und DienstleisterInnen.

Das Projekt wird daher in der ersten Phase den Focus auf Theorien aus der Tourismustheorie und aus Theorien zur Performanz richten, die für die Analyse der lokalen *und* transnationalen sozialräumlichen Zusammenhänge besonders produktiv erscheinen. Die Generierung von Analysematerial wird durch ‚quasiethnologische‘ Feldforschungen an touristischen Migrationsrouten und in touristischen Destinationen erfolgen, die über Stipendien an junge WissenschaftlerInnen oder Teams aus WissenschaftlerInnen *und* KünstlerInnen vergeben werden. Dieses Material wird dann in Workshops unter Einbeziehung von zugeladenen ExpertInnen und Betroffenen diskutiert und zu guter letzt als multimediales Ausstellungsset in die touristischen Zielregionen rückgeführt werden.“¹

MILIEUBEDINGTE KOMMUNIKATIONSPROBLEME

Das erste Problem einer solchen Kooperation besteht darin, überhaupt eine gemeinsame theoretische Basis für transdisziplinäres Arbeiten zwischen KünstlerInnen und TheoretikerInnen unterschiedlicher Felder zu erarbeiten. Ein weiteres ist es, das elitäre distinktionsgeleitete Selbstverständnis von KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen zu den im Tourismus handelnden Individuen aufzubrechen. Das dritte Problem ist, einen Weg zu finden, der deduktiven Bild- oder Textanalyse zu entkommen und wieder in das soziale Feld der *backstage* tätigen Akteure vorzudringen. Denn nur anhand konkreter Problemstellungen können konstruktive Arbeitsweisen entwickelt und lokal verortete ‚ExpertInnen‘ interessiert und einbezogen werden.

Dabei ist zu bedenken, dass die Tourismusbetriebe in Österreichs Alpen großteils aus bäuerlichen Strukturen hervorgegangen sind. Auch wenn die Landwirtschaft heute kaum mehr eine Rolle spielt und viele der Hoteliers der zweiten und dritten Generation karrierebedingt die (touristische) Welt weit über Österreich hinaus kennen gelernt haben, sind sie doch ihren Familien, Dorfgemeinschaften und Talschaften verpflichtet. Und auch die lokalen politischen Entscheidungsprozesse laufen innerhalb sehr enger sozialer Seilschaften und tradierter habitueller Verfasstheiten ab. Die akademischen Belehrungsambitionen urbaner Eliten kommen in diesem Kontext einem kulturellen Affront gleich, der zur Folge hat, dass die eigentlichen Forschungsobjekte die Wissensproduktion und Vermittlung, den Besuch der Workshops oder die abschließende Ausstellung verweigern werden, wie das von unzähligen Hospitalisierungsprojekten bekannt ist, bei denen dann die urbanen ExpertInnen unter sich blieben.²

KONSENSBILDUNG, INTEGRATION UND INFORMATION

Aus den Erfahrungen des bisherigen Projektverlaufes (bzw. aus Erfahrungen mit anderen inter- oder transdisziplinär angelegten Projekten) liegt das zentrale Problem in den nahezu radikalen Differenzen zwischen den Feldern der politischen Praxis, der Kunst und den Wissenschaften, sowie den einzelnen Disziplinen innerhalb dieser Felder, die hier zusammengeführt werden wollen: das betrifft zuallererst den generellen Wissensstand über die Forschungen zum Thema als auch über den jeweils aktuellen Stand der Diskurse in den einzelnen Disziplinen, der so weit wie möglich zu synchronisieren ist, um eine Diskussion überhaupt erst zu ermöglichen; das betrifft natürlich auch die Paradigmen und Methoden, die

zumindest den Beteiligten so nahe gebracht werden müssen, damit trotz (mitunter unauflösbarer) Differenz der nötige Respekt erhalten wird.

Das setzt allerdings wiederum ein vergleichbar weiteres Zeitfenster voraus, als wenn ‚routiniert‘ im bewährten Umfeld geforscht und publiziert wird. Und trotzdem verlangt es mitunter noch nach hohem Übersetzungsaufwand oder Engagement von MediatorInnen. Ein weiteres Problem sind die unterschiedlichen zeitlichen Recherche- und Verwertungszyklen in Aktivismus, Kunst oder Wissenschaft. Im Feld des politischen Aktivismus wird ‚heißes‘ Knowhow lieber schon heute als morgen den Medien zugeführt während sich die Akteure des Kunstbetriebes mittelfristige Recherche- und Produktionsphasen gönnen: im Theater zwei Jahre, im Film 1 Jahr, in der bildenden Kunst ein halbes. Im Wissenschaftsbetrieb hingegen gelten 2 Jahre als Mindesteinheit für ein seriöses Forschungsprojekt, die Abschlusspublikation noch gar nicht eingerechnet. Bei dermaßen ‚langen‘ Zeitspannen beginnen AktivistInnen und KünstlerInnen die Geduld zu verlieren oder haben sich längst in andere Themenfelder verabschiedet.

Trotz des Konsens für die Wichtigkeit transdisziplinären Arbeitens wird demnach die Bereitschaft zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Investitionen ganz stark von der Verwertbarkeit im eigenen Feld abhängig gemacht, in das bereits investiert wurde und dem gegenüber gewissermaßen an der Etablierung einer wieder erkennbaren ‚Marke‘ gearbeitet wird (die zur Werktreue, zur Tradierung einer bewährten Methode oder der Spezialisierung auf spezifischer Themen usf. verpflichtet).

Das bedeutet, dass die Option garantiert werden muss, den Zwischenstand der Teilforschungen von WissenschaftlerInnen in einschlägigen Tagungen und Fachjournalen veröffentlichen zu können und jenen von KünstlerInnen in Ausstellungen und Festivals – mit der Mehrarbeit, diese Präsentationen danach wieder aus den Expertendiskursen für das Gesamtprojekt zurück übersetzen zu müssen.

Wenn dabei also nicht wieder auf die hohe Bereitschaft der Akteure zur Selbstaussbeutung gesetzt wird (wie das im Kunstbetrieb die Regel ist), dann entstehen beträchtliche Mehrkosten, die erst durch Umverteilung im Subventionswesen lukriert werden müssen. Wer aber unterstützt und legitimiert diese Forderung, wenn sich zunehmend die Auffassung durchzusetzen scheint, dass es ökonomisch sinnvoller sei, Expertenwissen gleich direkt der Wirtschaft zuzuführen als eine breite Öffentlichkeit daran partizipieren zu lassen.

UND ES LOHNT SICH DOCH!

Die 2002 in Deutschland ins Leben gerufene Kulturstiftung des Bundes hat sich zur Aufgabe gesetzt, „innovative Programme und Projekte im internationalen Kontext“ zu fördern, die sich den gesellschaftlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts stellen. Tatsächlich setzen einige der Initiativprojekte auf eine Kooperation von WissenschaftlerInnen, AktivistInnen und KünstlerInnen:

Beispielsweise auch das Projekt „Schrumpfende Städte“³, das Handlungsoptionen für den Rückbau von Städten untersucht, die sich nach der Abwicklung der Primärindustrie und angesichts ihrer geographischen ungünstigen Lage in dysfunktionale Zonen zu verwandeln drohen, wie ein Großteil des Territoriums der ehemaligen DDR.

Das Projekt war dreistufig angelegt: einer Eingangsphase, in der durch ein kleines Kernteam wissenschaftliche und künstlerische Kontakte in den Partnerstädten evaluiert und Arbeitspappen für die erste Recherchephase vorbereitet wurden, folgte eine erste einjährige Recherchephase, in der KünstlerInnen, PlanerInnen und AutorInnen mithilfe von Arbeitsstipendien den Umgang in den Partnerstädten Detroit, Manchester, und Halle/Neustadt erhoben, der dann eine zweite, ebenfalls einjährige Recherchephase folgte, in der dann Handlungsoptionen für die Zukunft entwickelt wurden.

Die Ausstellung der Ergebnisse der ersten Projektphase in den Kunstwerken Berlin im September 2004 war die bisher bestbesuchte in der Geschichte dieser Kunstinstitution. Der Katalog war in Kürze vergriffen und auch die Presserevisionen über die Ausstellung und das Rahmenprogramm erreichten eine bislang weder im Wissenschafts- noch im Kunstbetrieb bekannte Breite: Dabei konzentrierte sich die Vermittlungsleistung vor allem darauf, dass von der Krise des Fordismus alle entwickelten wirtschaftspolitischen Systeme heimgesucht wurden und werden, in Großbritannien und in den USA, in Russland und nun eben auch in Deutschland, dass die BürgerInnen der neuen Bundesländer demnach nicht alleine von der Krise betroffen sind und dass dabei auch kein individuelles Versagen unterstellt werden kann, sondern dass es sich um die Folge einer zunehmenden ökonomischen Globalisierung handelt (dass dieser auch entgegengesteuert werden könnte, wurde allerdings nicht diskutiert). Die möglichen Handlungsoptionen wie in und mit dieser Krise umzugehen sei, wurden für die zweite Recherchephase und die abschließende Ausstellung in Leipzig im November 2005 angekündigt.

Aber auch wenn in diesem Projekt durch den vergleichsweise hohen Kapital- und Zeiteinsatz tatsächlich eine Mindest-Annäherung zwischen Kunst und Wissenschaft zu gelingen scheint, und auch die Vermittlung über ein qualifiziertes Fachpublikum hinaus weit erfolgreicher ist als parallel laufende Forschungsprojekte zum selben Themenbereich im Bereich der Raumplanung, Soziologie oder Zeitgeschichte, kam es im internen Diskurs zwischen den Akteuren der unterschiedlichen Disziplinen zu schweren Verteilungskämpfen um die Aufmerksamkeit und die Repräsentationshegemonie: Denn wenn künstlerische Verfahren als gleichberechtigte Medien der Wissensproduktion und Distribution betrachtet werden, dann verwundert es nicht, dass sich auch WissenschaftlerInnen selbst ermächtigen, die künstlerische Repräsentation ihrer Forschungen selbst in die Hand zu nehmen – kein Wunder, verspricht es doch weit mehr Lustgewinn, als InstallationskünstlerIn oder FilmemacherIn zu arbeiten und genannt zu werden als bloß als Textbausteinzulieferer und dann im Nachspann eines Films oder in einer Fußnote oder in einer umfangreichen Quellenangabe zu verschwinden. Wenn allerdings dann Akteure aus *anderen* Feldern bei deren inter- oder transdisziplinären Überschreitungsambitionen in das eigene Feld einzudringen drohen, wird mehrheitlich mit Eifersucht und heftiger Aversion reagiert, und die Autonomie der jeweiligen Disziplin wieder eingefordert. Hier beginnt der schmerzhafteste Abschnitt der Projekte: das Kuratorium muss sich nun nämlich ermächtigen, die Kompetenzen eindeutig auf- oder zuzuteilen und einzelnen Akteuren womöglich zur Gänze abzusprechen.

Nichtsdestotrotz, es lohnt sich!⁴ «

1) Backstage-Tourismus ist ein mittelfristig angelegtes transdisziplinäres Forschungsprojekt über Kulturtransfers durch touristische Erfahrungen, das im Sommer 2003 von Peter Spillmann und Michael Zinganel im Forum Stadtpark in Graz initiiert wurde. Nach zwei Workshops und einer Ausstellung wurde ein Zwischenbericht im Reisekatalogformat veröffentlicht: Peter Spillmann, Michael Zinganel (Hrsg.): Backstage* Tours. Reisen in den touristischen Raum, Verlag Forum Stadtpark, Graz 2004.

2) Auch das Forum Alpbach repräsentiert in erster Linie hochklassiges Infotainment für urbane BildungsbürgerInnen in der ästhetisch sensationellen Atmosphäre der Hochalpen. Ein Programm für Einheimische, die dabei nur als bezahlte DienstleisterInnen partizipieren – oder gar nicht.

3) „Schrumpfende Städte – Shrinking Cities“ ist ein Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes, Projektleiter: Phillip Oswalt, Barbara Steiner, Walter Prigge. Die Ausstellung Shrinking Cities I fand von bis in den Kunstwerken Berlin statt, Die Ausstellung Shrinking Cities II von bis in der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig.

4) Der Autor war in der ersten Projektstufe als Vortragender und Textproduzent beteiligt, in der zweiten dann auch (im Team: Albers/Sagadin/Hieslmair/Zinganel) mit einem eigenen Ausstellungsbeitrag über den Kulturtransfer, der durch die Saisonarbeit von Ostdeutschen in Tirol auf deren Quellregion im Osten zurückwirkt.

ALTNEULAND

Reflexionen zum Konzept der europäischen Kulturhauptstadt, europäischer Kulturpolitik und das Laboratorium Linz

„Aus dem Schaum einer Welle und einer Wolke, baute ich mir eine weisse Stadt wie sie so luftig, wie sie so gespült - wie sie so schön...“ *Nomi Shemer*

TEXT: MICHAELA LEHNER

In „Altneuland“ (1902) entwarf Theodor Herzl romanhaft das Zukunftsbild der zuvor in seinem Essay „Der Judenstaat“ theoretisch entwickelten Utopie eines jüdischen Nationalstaates. „Altneuland“, mit jeweils unterschiedlicher Gewichtung von alt und neu, sind aber auch Konzepte einer europäischen Kulturhauptstadt, europäischer Kulturpolitik und der Linzer Bewerbung als „Labor der Zukunft“, rekurrieren sie doch alle auf einen schon historisch uneindeutigen, heterogenen, sich immer wieder wandelnden Kulturbegriff und dessen Bedeutung für Identität.

Dies zeigt schon Artikel 1 des mit dem juristisch-barocken Titel „über die Errichtung einer Gemeinschaftsaktion zur Förderung der Veranstaltung ‚Kulturhauptstadt Europas‘ für die Jahre 2005 bis 2019“ versehenen Beschlusses 1419/1999/EG

des Europäischen Parlaments und des Rates (1999), in der das Ziel der jährlichen Nominierung einer oder mehrerer europäischer Kulturhauptstädte formuliert wird, als „den Reichtum und die Vielfalt sowie die Gemeinsamkeiten der europäischen Kulturen herauszustellen und einen Beitrag zu einem besseren Verständnis der Bürger Europas füreinander zu leisten.“ (Amtsblatt L11 vom 01/07/1999). Zwei Denkbewegungen im Sinne eines „Altneuland“ sind darin zu beobachten: Einerseits der historische Verweis auf das zu erhaltende gemeinsame europäische Kulturerbe, andererseits, über den rein kommerziell-konservatorischen Reflex hinaus, die Intention der Beförderung einer auf gemeinsamer Kultur und Geschichte basierenden europäischen Identität in Gegenwart und Zukunft. Nicht der Selbstpräsentation und –repräsentation »



Nicht der Selbstpräsentation und –repräsentation soll dieser europäische kulturelle Parcours dienen, sondern sowohl der Verortung nationaler und regionaler Kunst und Kultur im europäischen Kontext, als auch der Vernetzung sowie dem Austausch zwischen Künstlern, Intellektuellen und Wissenschaftlern.

soll dieser europäische kulturelle Parcours dienen, sondern sowohl der Verortung nationaler und regionaler Kunst und Kultur im europäischen Kontext, als auch der Vernetzung sowie dem Austausch zwischen Künstlern, Intellektuellen und Wissenschaftlern.

Die Initiative dazu ging 1985 von dem Land aus, das die europäische Geistes- und Kulturgeschichte von Anfang an maßgeblich mitbestimmte – von Griechenland, genauer von der damaligen Kulturministerin Melina Mercouri. Seit diesem Jahr wurde und wird der Titel, unter wechselnder Denomination bis 1999 unter der unglücklich gewählten Bezeichnung „Kulturstadt Europas“, dann als „Kulturhauptstadt Europas“ und schließlich seit 2005 als „Europäische Kulturhauptstadt“, an eine oder mehrere europäische Städte für jeweils ein Jahr verliehen. Geschah dies anfangs noch durch den Kulturministerrat, erfolgte 1999 unter deutscher Präsidentschaft die juristische und administrative Regelung auf europäischer Ebene durch den eingangs zitierten Beschluss. Seitdem durchläuft der Prozess der Ernennung der europäischen Kulturhauptstadt alle Institutionen partieller und tatsächlicher Macht, über eine Expertenkommission, das Europäische Parlament und den Ausschuss der Regionen, bis der Rat auf Empfehlung der EU-Kommission offiziell die betreffende(n) Städte zur Europäischen Kulturhauptstadt erklärt. Die jährliche Abfolge der die Kulturhauptstadt stellenden Mitgliedsstaaten wurde auf Basis eines Rotationssystems bis ins Jahr 2019 bereits festgelegt, das dieses Jahr allerdings modifiziert werden musste, da peinlicherweise auf die neuen Mitgliedsstaaten der EU vergessen wurde. So werden ab 2009 jeweils zwei Kulturhauptstädte pro Jahr ernannt werden, eine aus den „alten“, eine aus den „neuen“ EU-Mitgliedsstaaten. Ob diese sich zu einem „Altneuland“ europäischer Bedeutung fügen werden, wo dessen kreative Bruchlinien und Verwerfungen verlaufen - dies wird man erstmals 2009 am Beispiel von Linz und Vilnius beobachten können. Eine kreative Spannung, die von den europäischen Institutionen selbst gewünscht wird: „Zwischen den Programmen der für das jeweilige Jahr zur Kulturhauptstadt erklärten Städte sollte ein Bezug hergestellt werden.“ (vgl. Beschluss 1419/1999/EG, Amtsblatt L166 vom 01/07/1999)

Denn nicht nur der administrativ-bürokratische Aspekt der Kulturkapitalen auf Zeit ist bis ins Detail reguliert, auch inhaltlich gibt die EU allen prospektiven Kandidatinnen mit einem umfangreichen Katalog an Planungs- und Evaluierungskriterien klare Richtlinien vor, die neben den Bereichen des Kulturmanagements, der –ökonomie und des -tourismus die Thematisierung des Beitrags der spezifischen Region bzw. Stadt zur europäischen kulturellen Strömungen, die Förderung künstlerischer Produktion in der Verschränkung zeitgenössischer regionaler, europäischer und internationaler Künstler, die Partizipation breiter Bevölkerungsschichten im Kontext nachhaltiger Programmplanung, die Thematisierung des urbanen Raums als Kulturraum sowie die Initiierung des Diskurses über Kultur(en), neue Formen der Kunstvermittlung und innovative Modelle kultureller Aktion umfassen. Zum einen wird damit deutlich, dass die EU hier Kulturpolitik nicht auf bloße Kulturverwaltung, nicht nur auf Gewährleistung der juristischen, administrativen und finanziellen Rahmenbedingungen künstlerischer und kultureller Aktivität beschränkt; zumal schon die Intention des Programms, die Evaluations- und Auswahlkriterien ästhetische und kulturpolitische Urteile implizieren. Konkret formulierte diese das Auswahlgremium in ihrem Bericht über die Bewerbungen von Linz und Vilnius als Kulturhauptstädte 2009 unter anderem als Empfehlung an die Stadt Linz, in deren Programm auch Raum für ‚Kunst um der Kunst willen‘ (l'art pour l'art)“ zu schaffen (Bericht über die Nominierungen aus Österreich und Litauen für die Europäische Kulturhauptstadt 2009. Erstellt vom Auswahlgremium für die Europäische Kulturhauptstadt (ECOC) 2009. April 2005, p. 7). Ein sowohl im Hinblick auf die Instrumentalisierung und gegenwärtige ideologische Aufrüstung des Kulturbegriffs, als auch im Hinblick auf die Befreiung kultureller und künstlerischer Produktion aus den Mechanismen des Konsumprinzips erfreulicher Schritt in „Altneuland“.

Zum anderen mag auf den ersten Blick aufgrund der Vielfältigkeit und Breite der Kriterien der Eindruck der Beliebigkeit entstehen, der sich bei näherer Betrachtung jedoch als Konsequenz der in ihnen implizit vorhandenen, historisch präformierten Definition(en) von Kultur erweist. Denn der

Doch wer hofft, dass Linz, als Kulturhauptstadt 2009 angetreten als „Labor der Zukunft“, kulturelles „Altneuland“ betreten wird, der wird, zumindest nach Lektüre der mehr als einhundertfünfzig Seiten starken Bewerbungsunterlagen, enttäuscht werden.

sich im Spannungsfeld von Natur und Zivilisation entwickelnde Kulturbegriff ist seit der Moderne mit drei Bedeutungsebenen konnotiert. Er bezeichnet einen geistigen, intellektuellen und ästhetischen menschlichen Entwicklungs- und Vervollkommnungsprozess, wird mit der spezifischen historischen nationalen oder ethnischen Lebensweise assoziiert, oder umfasst die intellektuelle und künstlerische Aktivität. Letztere Definition des Kulturbegriffs ist die heute am weitesten verbreitete Definition von Kultur. Drei Bedeutungsebenen, die in der Kulturpolitik der EU ihren Niederschlag finden. So erfuhr vor allem der von Herder eingeführte Aspekt historisch und national differenter Kulturen als formativ für die Konstruktion von Identität seit der Implementierung von Kultur durch die EU im Maastrichter Vertrag (1992) und der geplanten EU-Verfassung wesentliche Aufwertung als fundierendes Element europäischer Politik, in der für sie charakteristischen Ausformung der Gemeinsamkeit in der Vielfalt differenter nationaler Kulturen: „Schöpfend aus dem kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas, aus dem sich die unverletzlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen sowie Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Rechtsstaatlichkeit als universelle Werte entwickelt haben [...] In der Gewissheit, dass die Völker Europas, stolz auf ihre nationale Identität und Geschichte, entschlossen sind, die alten Gegensätze zu überwinden [...]“ (Präambel zu: Vertrag über eine Verfassung für Europa. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften 2005, p. 9) Dieser Erkenntnis und Eigendefinition der EU als einer Kulturgemeinschaft steht ihre praktische Kulturpolitik gegenüber, die in ihren Förderprogrammen sowohl die Aneignung zeitgenössischer multimedialer Kulturtechniken, Sprachenschutz und –erwerb, als auch den Schutz des europäischen Kulturerbes, kulturelles und künstlerisches Schaffen oder etwa den Dialog zwischen europäischen und internationalen Künstlern voranzutreiben sucht. Allerdings beschränkt sich die europäische Kulturpolitik dabei nicht zuletzt aufgrund des Subsidiaritätsprinzips vor allem auf Administration und Gewährleistung gesamteuropäischer rechtlicher Rahmenbedingungen (vgl. zu möglichen Konsequenzen Mark Siemons: Blinde Flecken. Spekulationen über eine europäische Kulturpolitik. In: Xing 02/2005, pp. 42-

45) – eine Beschränkung, die der über Kultur angestrebten Stärkung eines europäischen Bewusstseins nicht allzu förderlich erscheint. Wesentlich fataler jedoch erweist sich für Kunst und Kultur die zum Teil wahllose Ausdehnung des Kulturbegriffs in Richtung Kulturindustrie, die durch die gezielte Förderung des ökonomischen und technologischen Aspektes von Kultur zur weiteren Kommerzialisierung in ihrer Wahrnehmung beiträgt.

Doch wer hofft, dass Linz, als Kulturhauptstadt 2009 angetreten als „Labor der Zukunft“, kulturelles „Altneuland“ betreten wird, der wird, zumindest nach Lektüre der mehr als einhundertfünfzig Seiten starken Bewerbungsunterlagen, enttäuscht werden. Denn darin finden sich weder ein kohärentes Konzept für „Linz 2009“, noch Vorschläge oder Vorstellungen für konkrete Projekte oder zu initiiierende kulturelle, künstlerische und intellektuelle Prozesse. Vielmehr erinnert das Konvolut an die alte Geschichte von des Kaisers neuen Kleidern, dient es doch allein der - in seiner Redundanz und Vehemenz geradezu verzweifelt anmutenden - Argumentation für Linz als Stadt der Kultur mit internationaler Reputation, vor allem im Bereich der neuen Medien. Doch drängt sich angesichts der bloßen Darstellung der rezenten kulturellen Vergangenheit, Einschränkung des Kunstbegriffs, all der nicht näher definierten, wohlklingenden „offenen Räume“ und einer dazwischen – oder vielleicht gerade in diesen? – frei flotierenden „freien Szene“, sowie der gleichermaßen nicht näher explizierten Kooperation mit Bayern und Tschechien der Verdacht auf, dass hier europäische Relevanz mit einem monumentaler geplanten Festival der Regionen, Partizipation der Bevölkerung mit sozialem Wohnungs- oder „wissentlichem“ Turmbau, europäisch-internationale Vernetzung von KünstlerInnen mit Event-, Tagungs- und Ausstellungstourismus, sowie historische Kontinuität und Thematisierung des urbanen Raumes als Kulturraum mit der Präsentation schon laufender bzw. geplanter kultureller und architektonischer Projekte verwechselt werden. Das ist nicht „Altneuland“, das ist Konzeptlosigkeit und vor allem Kosmetik. Bleibt zu hoffen, dass mit Martin Heller ein heller Kopf für ein interessantes Konzept und kulturelles Programm geholt wurde – für KünstlerInnen gleich welcher Medien, für Linz und für Europa. «



Tour de France - Mythos verso Wissen

Radspport und Tour de France sind eine Symbiose, der Mythos jedes Radfanatiklers, das Mekka der Freaks, Vision der Radfahrer. Tour ist Synonym für Leiden und Ekstase, Doping und Medienwahnsinn.

Der Mythos Tour entstand aus einer Marketingidee – eigentlich sollte mit diesem Rennen die Auflage einer Zeitung gesteigert werden. Das funktioniert nun schon über hundert Jahre.

TEXT & FOTOS: GÜNTER MAYER, SEIDL-TIREZ

BEI EINER STUDIE AN EINER AUSTRALISCHEN HIGH SCHOOL HAT MAN STUDENTEN GEFRAGT, OB SIE IN KAUF NEHMEN WÜRDEN MIT 40 JAHREN ZU STERBEN, WENN MAN IHNEN EINEN OLYMPIATITEL IN EINER DISZIPLIN IHRER WAHL GARANTIEREN WÜRDE. 70% WÜRDEN DAS KURZE LEBEN DAFÜR IN KAUF NEHMEN.

PERFECT AFTERNOON

Mit dem Rennrad einige Stunden bei angenehmer Temperatur in gutem Trainingszustand (demnach ohne Qual) auf wenig befahrenen Strassen durch die Landschaft surren, duschen oder ein Sprung ins Pool, danach Pasta und ein gut gekühltes Bier. Auf der Couch bequem gebettet live in die Direktübertragung einer Tour de France Etappe einsteigen, natürlich mit einem Häferl Kaffee mit geschäumter Milch samt frischer Mehlspeise. Füße hoch gelagert. Beim Lesen im gerade erschienenen Radmagazin kurz für eine Stunde einnicken. Ohne störende Kleinkinder, ohne zynische Bemerkungen von Sportbanausen. Nach dem Erwachen Konzentration auf den letzten Etappenabschnitt. Mit großer Spannung bei den entscheidenden Kilometern und dem Zieleinlauf mitfiebern und als Höhepunkt die emotionalen Momente mit dem Sieger teilen. Das hat was.

Als Interessierter kennt man sämtliche Teams und die Fahrer, deren Gewicht, Größe und Ausrüstung, studiert Streckenprofil, Routenverlauf, ist den einen oder anderen Abschnitt schon selbst gefahren. Dabei bleibt ein Wunsch – einmal live, vor Ort bei der Tour dabei sein!

MYTHOS TOUR

Radsport und Tour de France sind eine Symbiose. Die Tour - der Mythos jedes Radfanatikers, das Mekka der Freaks, Vision der Radfahrer. Tour ist Synonym für Leiden und Ekstase, Doping und Medienwahnsinn.

Es war eine Bergankunft in den Pyrenäen 2004, meine erste Begegnung mit

ihr, der Tour, nach vielen dieser „perfect afternoons“. In der Gesamtwertung war noch alles offen – das heißt, man wusste noch nicht hundertprozentig, ob Armstrong die Tour zum wiederholten Male gewinnt. Durch nicht abreißende Menschenmassen quälte sich unser akkreditiertes Auto einige Stunden vor dem erwarteten Zieleinlauf den letzten Berg hinauf. Zu dieser Zeit bewegte sich die Masse der Fans noch nach oben, suchte den idealen Platz. Unzählige Wohnmobile und Camper besetzten schon seit dem Vortag die besten Stellen und brachten sich mit Alkohol in Schwung. Orange war die dominierende Farbe, die Farbe der Basken.

So bildet sich jedes Jahr in ganz Frankreich entlang der Strecke ein Menschenband, meist dicht, manchmal dünner, aber nie endend.

Wir waren zu dieser Zeit nicht das einzige Fahrzeug das sich durch die Radsportpilger durchhupte. Der Tross, der sich im Schlepptau der Tour durch Frankreich quälte war unüberschaubar groß. Journalisten, Fotografen, Fernseh- und Radioteams, Serviceleute, unglaubliche Logistik, Techniker, Teambetreuer, Sponsorenfahrzeuge. Motorräder, PKWs, Busse und Trucks jeder Größe. Im täglich frisch aufgebauten Pressecenter stellten wir so circa 3 Stunden vor Zielankunft die Laptops auf und informierten uns über den Rennverlauf. Überall standen Monitore, laufend wurden Zettel mit aktuellen Infos zum Rennverlauf verteilt. 2 Stunden vorher begaben wir uns auf die Strecke. Die letzten 3 Kilometer waren lückenlos abgesperrt. Auf der Rennstrecke gingen »



wir vom Ziel im geschützten Bereich gegen die Fahrtrichtung zu den Fans. Immer wieder kamen uns Fahrzeuge entgegen, so ca. eineinhalb Stunden vor den Rennfahrern die Werbekarawane.

Die ist ein eigenes Kapitel, ohne die Karawane würde es die Tour wahrscheinlich schon lange nicht mehr geben.

Diese frechen jungen Mädchen, die versuchten Karnevalsstimmung aufkommen zu lassen und zu schlechtem Sound, die Beats in Hüftbewegungen umsetzend Werbegeschenke in die schon aufgepeitschten Zuschauer warfen. Schlüsselanhänger, lächerliche Kappen, Süßigkeiten, Erfolgreiche Sammler hatten bis zu fünf Kappen am Kopf und den Rucksack mit unnützem Zeug voll gestopft. Alle waren euphorisiert und kreischten, klatschten, schrieten. Dort wo die Begrenzung aufhörte, blieben wir stehen.

Als die ersten Hubschrauber auftauchten und sich die vorbeirasenden Polizeimotorräder verdichteten wurde spürbar - es wird ernst. Längst hatte sich in mir eine gewisse Erregung breitgemacht. Ich streckte mein Handy in die Höhe, damit einer meiner Radfreunde am anderen Ende der Leitung (und wahrscheinlich zuhause gerade vor dem Fernseher) neidisch wenigstens die akustische Dimension vor Ort miterleben konnte.

Zwischen Ende der Werbekarawane und den herannahenden Fahrern lag eine halbe Stunde. Das Warten erhöhte die Spannung. Plötzlich tauchten wie bei einem Angriffsmanöver tief fliegende Hubschrauber auf - es dürften 5 oder 6 gewesen sein und ein seitlich fliegender Hubschrauber, der mit der Fernsehkamera. Und ab dem Moment, wo uns eine Lärm-Welle aus fanatischem Geschrei der Zuschauer entgegen scholl, ging es Schlag auf Schlag: Polizeimotorräder mit Einsatzsignal, Wagen der Veranstalter, das berühmte gelbe Motorrad und dann die

in Führung liegenden Fahrer. Die Fans sprangen wie bei einem Stierkampf zur Seite. Übrigens - bei dieser Etappe waren es wie so oft vorher und nachher: Armstrong und Basso, dann Ullrich und die anderen starken Bergfahrer.

So knapp am Geschehen, zum Berühren nah, diese gequälten Gestalten, keine 200 Rennfahrer, dazu dieser riesengroße Aufwand.

REALITÄT

Eigentlich ist die Tour de France ein jährlich wiederkehrendes, aufwendigst produziertes Theaterstück mit knapp 200 Darstellern und tausenden „Backstage“ Aktiven. Die Bühne hat eine Länge von ca. 3500 km, die Kulissen sind die schönsten Gegenden und Orte Frankreichs. Die Hauptdarsteller sind der von Medien als Favorit für den Gesamtsieg gehandelte und der als sein größter Widersacher bestimmte Fahrer, dazu kommen ein dutzend wichtiger Nebenrollen. Den Hauptdarstellern werden spezielle Charaktereigenschaften zugeordnet, das polarisiert die Massen. Ob sie in sportlicher Hinsicht die gleichen Rollen spielen ist Nebensache. David gegen Goliath oder Don Camillo gegen Pepone. Das Stück hat 21 Akte, geprägt von Leiden, Zweikämpfen, Angriffen, Niederlagen, Stürzen, Emotionen.

Zigtausende Zuschauer an der Strecke können einen Teil eines einzigen Aktes vom Theaterstück miterleben, normalerweise nur für Sekunden – einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig – und schon ist das Feld bei einer flachen Passage durch. Die Zuschauer bekommen fast nichts mit, können visuell kaum etwas erfassen. Aber man war dabei. Fast absurd wirken jene Fans an der Strecke, die für diese drei Sekunden ihre Filmkamera am Straßenrand auf ein Stativ stellen, Stunden warten und die Sekunden für die Ewigkeit, für sich und die ihren festhalten.

Informationen über den weiteren Verlauf des Stückes bekommt man nur über die Medien - Fernsehen, Internet und Zeitungen. Bis zum letzten Akt in Paris, wo nach getaner Arbeit die Hauptdarsteller vor ihr Publikum treten, gerne voll Stolz mit ihren Söhnen und Töchtern am Arm, mit Tränen in den Augen, der Anteil nehmenden geliebten Frau den Siegerstrauß überreichen. Wahrscheinlich liefen schon die Gladiatorenkämpfe nach demselben Schema ab.

Für den 50. Platz bekommt ein Fahrer angeblich 400 €. Für das wichtigste Radeignis des Jahres mit einer Auswahl der weltbesten Fahrer und den Einsatz, den die Hauptdarsteller bringen, nicht gerade viel. Bei einer Studie an einer australischen High School hat man Studenten gefragt, ob sie in Kauf nehmen würden mit 40 Jahren zu sterben, wenn man ihnen einen Olympiatitel in einer Disziplin ihrer Wahl garantieren würde. 70% würden das kurze Leben dafür in Kauf nehmen – so das überraschende Ergebnis. Kein Wunder also, wenn findige Ärzte ihre angebotenen Dopingmethoden erfolgreich verkaufen, die jungen Fahrer mit der Vision des großen Erfolges am eigenen Körper die Leistungsgrenzen mit unerlaubten Mitteln verschieben. Denn auch die Fahrer sind diesem Mythos verfallen. Lebensträume gehen in Erfüllung, gelingt einem Fahrer der ersehnte Etappensieg bei der Tour de France.

Der Mythos Tour entstand aus einer Marketingidee – eigentlich sollte mit diesem Rennen die Auflage einer Autozeitung gesteigert werden. Das war vor über hundert Jahren. Der erste Toursieger rauchte im Ziel noch gemütlich und überlegen eine Zigarette. Nach 100 Jahren ist ein ganzer Tross von Journalisten unterwegs, sie steigern die Auflagen unzähliger Zeitungen, sind unbezahlbare Werbung für den Tourismus und die

Sportartikelindustrie. Bei der täglichen Ausgabe aller Tageszeitungen am Start sind jene mit kritischen Beiträgen nicht im Säckchen, das jeder akkreditierte Tourbegleiter erhält. Von den Veranstaltern wird alles unternommen, um dem Mythos ja keine Kratzer anzuhängen. Zu groß und gewinnträchtig ist dieses Großereignis geworden. Für die Hauptdarsteller (die vielen sympathischen Spitzensportler) ist diese Tour längst schon zum Megastress geworden. Die abverlangte Belastung ist so groß, dass sie sich nur mehr mit Infusionen von einen auf den anderen Tag fit halten können. Eine kleine Erkältung oder eine Magenverstimmung wirft sie sofort aus dem Rennen. Die Tour bestimmt den Marktwert und sichert eine gute Ausgangsbasis für Vertragsverhandlungen. Die Fahrer, eigentlich im Mittelpunkt, bewegen sich wie durch einen Tunnel durch Frankreich. Die drei Wochen auf sie herunterprasselnden Zuschauerreaktionen werden wie eine massige Wand wahrgenommen. Die tägliche Hysterie muss auf die über Jahre in Einsamkeit hart trainierenden Sportler absurd wirken. Dabei „zucken“ die Fans bei den „Hauptdarstellern“ aus (das werden ein bis zwei Dutzend sein), die anderen Fahrer werden wenig beachtet.

Eigentlich ist es schade, wenn ein Mythos, ein jährliches Märchen durch Wissen vom Sockel gehoben wird. Wird man jemals wieder einen „perfect afternoon“ erleben können? Kann ich zum Abschluss klar beantworten – keine Gefahr – es hat sich zwar die Sicht auf die Sache verändert, sie ist differenzierter, man kennt nun einige Sportler persönlich, weiß vieles, was im Fernsehen nicht sichtbar und in den Zeitungen nicht geschrieben wird - aber das Interesse hat sich vertieft. Werde auch bei der nächsten Tour mitfiebern. Also - „perfect afternoons“ ungefährdet!

«